

**Der „subjektive Faktor“ in der Friedens- und Konfliktforschung
Beitrag für den AK-Theorie-Workshop, 15.-17. Juli 2010 in Augsburg**

I

„Warum Krieg“? hatte Albert Einstein in seiner Korrespondenz von 1932 Sigmund Freud gefragt, und Freud hatte deutlich gemacht, dass er mit seinen psychologischen Kenntnissen nicht die ganze Antwort geben könne. Was aber in seiner Kompetenz lag, bezog sich auf das Problem der „Tribschicksale“, also auf die Art und Weise, wie in der von ihm in den Blick genommenen bürgerlichen Gesellschaft seiner Zeit die in frühkindlicher Sozialisation entwicklungspsychologisch bedeutsamen Konflikte typischerweise gehandhabt und je individuell bearbeitet werden. Das von Freud apostrophierte „Unbehagen in der Kultur“ zielt auf die latente Gewaltbereitschaft, die aus der ins Unbewusste verdrängten Unterdrückung, Verfeinerung und Sublimierung menschlicher Affekte entsteht.¹ Freud spricht also die prinzipielle Brüchigkeit und Löchrigkeit des (von ihm überaus geschätzten) „zivilisierten“ Verhaltens an – Ergebnis des unaufhebbaren, aber verschieden bearbeitbaren Konflikts zwischen „Lustprinzip“ und Realitätsprinzip“ bzw. zwischen den von ihm als Es, Ich und Über-Ich apostrophierten „psychischen Instanzen“, die sich in frühkindlicher Entwicklung herausbilden. Eine Möglichkeit zur indirekten Stärkung friedensförderlicher Beziehungen sieht er in seiner Antwort an Einstein darin, alles zu befördern, was Gefühlsbindungen unter den Menschen herstellt, durch Identifizierung im Sinn von Gemeingefühlen. Als einen anderen indirekten Weg benennt er eine „Diktatur der Vernunft über die Triebe“, die er in der Psyche von Pazifisten verankert sieht.

Dieser psychologische Ansatz, der auf den Stellenwert menschlich-persönlicher Bedürfnisse und Leidenschaften unterhalb und innerhalb alles zweckbestimmten Handelns verweist, hatte es in der modernen Friedensforschung schwer, seinen Platz zu finden. Die Auseinandersetzungen bewegten sich einerseits zwischen dem Vorwurf, Politik zu psychologisieren oder gar zu psychopathologisieren, anstatt die Logik politischer Machtinteressen anzuerkennen und andererseits der Kritik, die subjektive Dimension der Problematik von Krieg und Gewalt zu verfehlen. Gleichwohl wird deutlich, dass eine (interdisziplinäre) wissenschaftliche Befassung mit Krieg und Frieden systemische und lebensweltliche Dimensionen im Blick haben muss sowie Möglichkeiten praktischer Einflussnahme.

Auch 25 Jahre später, am Beginn einer sich entfaltenden modernen Friedensforschung, waren es Gefühle, die Wissenschaftler motivierten: das

¹ Sigmund Freud, Das Unbehagen in der Kultur, GW XIV, Frankfurt/M 1963 (zuerst 1929), S. 419-506.

Gefühl der Furcht und der Besorgnis über Nuklearwaffen als historisch beispiellose Destruktionsmittel, die alle bis dahin technisch weiterentwickelten kollektiven Zerstörungspotentiale überstiegen, auch das Gefühl der Verantwortung. Da die nuklearen Destruktionspotentiale die bisher im Waffengebrauch vorherrschenden Muster instrumenteller Rationalität offenbar obsolet machen, hat sich seit ihrer Entstehung in den militärpolitischen Entscheidungszentren ein eigener Zweig militärstrategischen Denklogik etabliert, der in immer neuen Ansätzen das Paradox glaubwürdiger Abschreckung zu lösen beansprucht. In der jungen Friedensforschung ging es angesichts dieser Entwicklung darum, die damit verbundene Logik erklärbar und von ihrem subjektiv gemeinten Sinn her verstehbar zu machen, um daraus Ansätze zu ihrer Überwindung zu finden. Friedensforschung ist in ihrem Kern sozialwissenschaftlich, auch wenn Natur-, Ingenieur- und Geisteswissenschaften zur Aufklärung über konfliktive Sachverhalte entscheidende Beiträge beisteuern. Ihren Impetus gewinnt Friedensforschung jedoch aus dem Motiv, zu einer weniger gewaltträchtigen Welt beizutragen.

Zwei verschiedene analytische Zugänge zur Problematik entwickelten sich zunächst:

- 1) die Erforschung von rollenspezifischen und situationstypischen Denkmustern von Entscheidungsträgern und ihren Beratern
- 2) die Erforschung der Gründe für die Folgebereitschaft in demokratischen Gemeinwesen für solche hoch riskanten politischen Strategien.

Die *erste* Problemstellung ist in den Internationalen Beziehungen von Psychologen wie Morton Deutsch² und Herbert Kelman³, aber auch von Politikwissenschaftlern wie Robert Jervis⁴ sowie Jakob Schissler und Christian Tuschhoff⁵ aufgenommen und hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt verengter Wahrnehmungsmuster und verzerrter kognitiver Schemata erforscht worden. Gruppendynamische Aspekte werden hier unter dem Theorem des „Groupthink“⁶ bei politisch-strategischen Entscheidungen einbezogen. Zudem beleuchtet die Psychodynamik Vorgänge der Abspaltung und Verdrängung, die in diesen Schemata zum Ausdruck kommen.⁷

² Morton Deutsch, *The Malignant (Spiral) Process of Hostile Interaction*, in: ders. (Hrsg.): *Psychology and the Prevention of Nuclear War*, New York, London 1986, S. 131-150

³ Herbert Kelman (Hrsg.): *International Behavior. A Social-Psychological Analysis*, New York 1965

⁴ Robert Jervis: *Deterrence, the Spiral Model and Intentions of the Adversary*, in: Deutsch (Anm. 2). S. 107-130

⁵ Jakob Schissler und Christian Tuschhoff: *Kognitive Schemata. Zur Bedeutung neuerer sozialpsychologischer Forschungen für die Politikwissenschaft*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament* vom 23.12. 1988, S.3-3-13.

⁶ Irving L. Janis/L. Mann: *Victims of Groupthink. Psychological Studies of Policy Decisions and Fiascoes*. Boston 1982. Das zugrunde liegende empirische Feld war die „Kubakrise“ von 1982, in der John F. Kennedy und Nikita Chruschow in eine hoch riskante Auseinandersetzung gerieten.

⁷ Horst Eberhard Richter: *Zur Psychologie des Friedens*, Hamburg 1982.

Die *zweite* Problemstellung ist vor allem von Psychiatern, Friedenspädagogen und psychoanalytisch geprägten Sozialpsychologen wie John Mack⁸, wie Klaus Horn⁹, Hans Nicklas, Birgit und Ute Volmerg, Thomas Leithäuser¹⁰ verfolgt worden. Hier spielen Bedürfnisse und Affekte bzw. Emotionen von gesellschaftlichen Subgruppen in ihrer alltagstypischen Situationsbewältigung die Hauptrolle. Untersuchungen zeigen, dass alltagspezifische Konflikte unbewusst auf die Ebene der Sicherheitspolitik projiziert werden.

Die beiden Problemzugänge liegen tendenziell auf verschiedenen Systemebenen¹¹, auf denen sich die soziale Welt manifestiert – verkürzt gesagt: auf der Ebene der Makro- und der Mikrostrukturen, zu denen oft auch eine mittlere Mesoebene der Organisation gezählt wird. Während die historisch-spezifische Kontextgebundenheit der Makroebene selbstverständlich war und in der deutschsprachigen Forschung thematisiert wurde, gewann die Einsicht, dass auch psychische Strukturen kontextspezifisch sind, außerhalb ethnologischer Forschungen in großem Stil erst an Relevanz, als nach dem Ende des Ost-West-Konflikts interkulturelle Konflikte besondere Aufmerksamkeit erhielten.

Aus der frühen Zeit der modernen Friedensforschung können als bleibende Erkenntnisse genannt werden:

1. Emotionen sind auf Seiten der Forschenden und auf Seiten der von ihnen erforschten Akteure ein zentrales Moment der Wahrnehmung. Sie machen etwas bedeutsam, schärfen die Aufmerksamkeit und prägen dadurch die Art und Weise, wie etwas wahrgenommen wird und damit auch den Inhalt der Wahrnehmung.
2. Persönliche Erfahrungen im Umgang mit Alltagskonflikten in bestimmten innergesellschaftlichen Kontexten werden von den Mitgliedern der Gesellschaft auch auf Ebenen projiziert, zu denen ein sehr viel geringerer Erfahrungsbezug besteht, so auch in den Bereich der internationalen Sicherheitspolitik.
3. Die Allgegenwärtigkeit von Emotionen macht es notwendig, sie im Forschungsalltag nicht zu verdrängen, sondern selbstreflexiv zu nutzen.

Diese Erkenntnisse konvergieren mit einem konstruktivistischen Paradigma, in dem die subjektive Sicht auf reale Problemlagen prinzipiell ernst genommen wird. Sie unterscheiden sich von diesem Paradigma mit Blick auf die

⁸ John Mack: Nationalism and the Self, in: The Psychohistory Review, 2, (1983), S. 47-69.

⁹ Klaus Horn: Gewalt, Aggression, Krieg, Schriftenreihe der AFK Band III 1988 (ediert von Eva Senghaas-Knobloch) Siehe zu diesen Ansätzen: Eva Senghaas-Knobloch: Zur politischen Psychologie internationaler Politik, in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament vom 23.12. 1988, S.14-23.

¹⁰ Birgit und Ute Volmerg, Thomas Leithäuser: Kriegsängste und Sicherheitsbedürfnis. Zur Sozialpsychologie des Ost-West-Konflikts im Alltag, Frankfurt /M 1983.

¹¹ Siehe dazu das erste Kapitel in Gert Sommer und Albert Fuchs (Hg.): Krieg und Frieden. Handbuch der Konflikt- und Friedenspsychologie. Weinheim, Basel, Berlin 2004.

Überzeugung, dass spezifische Wahrnehmungen nicht nur diagnostiziert, sondern auf ihren Realitätsgehalt überprüft werden können.

II

Der historische Kontext des Beginns der Friedensforschung war der Ost-West-Konflikt. Als sich die Konstellation des Ost-West-Konflikts zu Beginn der 1990er Jahre auflöste, begann in der Friedens- und Konfliktforschung ein Prozess der Umorientierung, in dem sich mit den politischen und sozioökonomischen Veränderungen die Koordinaten der Aufmerksamkeit verschoben:

- von der bipolaren Dominanz auf neue Hegemonialkonflikte,
- von staatenzentrierter Betrachtung verstärkt auf nichtstaatliche Akteure,
- von Sicherheitspolitiken verstärkt auf die Relevanz von Entwicklungspolitiken für die Sicherheitsthematik,
- von einer wenig befragten kulturellen Selbstverständlichkeit aus der Perspektive der Industrieländer ansatzweise zur Bedeutung interkultureller Auseinandersetzungen zwischen und innerhalb von Gemeinwesen usw.
- von der unbefragten Staatskonzeption auf Basis der OECD-Welt zu verschiedenen Realtypen von hybrider Staatlichkeit und ihrer jeweiligen Funktionserfüllung,
- von der Kriegsursachenanalyse zur Erkundung von Chancen und Wegen für konstruktive Konfliktbearbeitung an den verschiedenen Brennpunkten der Welt.

Die moderne Friedensforschung hat dadurch eine Multiperspektivität angenommen, die sie trotz ihrer interdisziplinären Tradition zu Zeiten des Ost-West-Konflikts kaum ausgebildet hatte. Neue Konfliktformationen prägen Forschungsfragen, theoretische und praxeologische Bemühungen. Dazu tragen unter anderem die etwas dichter gewordenen Erfahrungsbezüge durch Globalisierung bei: billige Waren des alltäglichen Gebrauchs aus China; Konkurrenz für Niedrig-, aber auch Hochqualifizierte auf global gewordenen Teilarbeitsmärkten; Internetplattformen und Begegnungen im „virtuellen Raum,“ aber auch Reiseerlebnisse.

Zwischen den und innerhalb der Gesellschaften nimmt dabei die Bedeutung von gruppenbezogenen Gefühlen und Emotionen offenbar zu:

- moralischer Art wie Solidaritäts- oder Schamgefühle,
- negativer Art wie verletztes Ehrgefühl, Vergeltungs- und Rachegefühle und Wut sowie
- positiver Art wie Stolz.

Emotionen werden so stärker als zuvor zu Gegenstand, Mittel und Bedingung der Friedens- und Konfliktforschung. Sie sind *Gegenstand* der Friedens- und Konfliktforschung, insbesondere mit Blick auf negative Emotionen wie z.B. gruppenbezogene Rachegefühle und auf damit verbundene innergesellschaftliche und zwischengesellschaftliche Gewalt- und Aggressionspotentiale. Die Gruppengrenzen können dabei durch ganz verschiedene Merkmale gekennzeichnet werden; ethnisch und religiös konnotierte haben an Gewicht gewonnen.

Aus der Emotionsforschung wissen wir, dass Emotionen Markierer sind, die den wahrgenommenen Fluss von Ereignissen hervorheben und bewerten. Für die Forschenden bedeutet das, dass sie sich auch der eigenen Emotionen, die bei der Analyse ihres Forschungsgegenstands auftauchen, bewusst werden sollten. Bewusst gemachte und reflektierte Emotionen können so als *Mittel* für eine empathische Konfliktanalyse dienen.

Zugleich sind (friedenstaugliche) Emotionen auch *Bedingung* für friedentaugliches Handeln.¹² Das gilt für Konfliktkontrahenten und FriedensforscherInnen gleichermaßen. Zorn und Enttäuschung auf Seiten derjenigen, die eine Gewaltspirale unterbrechen oder einen Friedensprozess befördern wollen, können – wenn unreflektiert – zu Wahrnehmungs- und Handlungsfehlern führen.

III

Bei der Erforschung von negativen Emotionen als potentiellen Treibern von Aggression und Gewalt geht es immer um ihre Transformation. Das ist eine sehr vielschichtige Aufgabe; und wenn es um Konflikte in anderen Gesellschaften geht, ist sie besonders schwierig.

Von besonderer Bedeutung ist hier die klassische Frage, wie sich Interessen und Bedürfnisse/Emotionen, instrumentelles und lebensweltlich-expressives Handeln zueinander verhalten bzw. miteinander verbunden sind. In den kollektiven Gewaltausbrüchen sind oft Probleme der Identitätsbehauptung mit materiellen Interessen so verbunden, dass es zuerst gilt, die Emotionen zu klären und womöglich zu transformieren, bevor über Lösungen für verschiedene Interessen verhandelt werden kann.

Die neue Tradition der *conflict resolution* auf der Makroebene mit ihren breit differenzierten Verfahren organisierter Interaktionen auf verschiedenen Ebenen (von grass root zu politischen Entscheidungsträgern) bemüht sich seit langem

¹² Ein Begriff, den Volker Rittberger 1988 prägte, „Frieden und Friedensfähigkeit“ in: Bernhard Moltmann (Hg.): Perspektiven der Friedensforschung, Baden Baden 1988, S. 65-83; Eva Senghaas-Knobloch: Wie theoriefähig ist der Frieden? In: Mathias Jopp (Hg.): Dimensionen des Friedens. Theorie, Praxis und Selbstverständnis der Friedensforschung, Baden-Baden, S. 51-66.

darum. Dabei werden neue Forschungseinsichten und Erkenntnisse anders als in den klassischen Politikanalysen immer schon in Verfahren zur Gewaltbeendigung und Heilung psychischer Verletzungen gewonnen und erprobt. Beispiele mit sehr unterschiedlichem Ergebnis liegen aus Nordirland, Israel/Palästina, Nepal und Sri Lanka vor.

Neuerliche Vorsicht und Bescheidenheit im Bereich der conflict resolution und zivilen Konfliktbearbeitung beruhen darauf, dass auch hier oft Friedensforscher aus den Industrieländern in die Konfliktfelder des Südens gehen und dort die Erfahrung machen, dass sich soziale Beziehungen von außen nur unter bestimmten Bedingungen und auch nur eingeschränkt beeinflussen lassen. Das hat auch mit emotional aufgeladenen kollektiven Erinnerungskulturen zu tun, die bei Konfliktpartnern zu sehr unterschiedlichen, oft gegensätzlichen Vorstellungen über und Bewertungen von subjektiv relevanten Geschehnissen führen oder auch zu ihrer Verneinung. Erst wenn sich Gruppierungen vor Ort selbstbewusst darum bemühen, von anderer Seite Erkenntnisse und Erfahrungen für friedensstaugliches Handeln zur Friedenskonsolidierung hineinzuholen, um diese sich nach eigenen (kulturellen) Vorstellungen anzueignen, können diese nachhaltig sein.